

wenn man sich seiner Geschichte stellen will. Für diejenigen, die solche Kenntnisse an junge Menschen weitergeben wollen, können die Gedichte sehr nützlich sein.

Horst Gorbauch

Pinchas Lapide, **Heinrich Heine und Martin Buber** – streitbare Gott-Sucher des Judentums. Wiener Vorlesungen. Picus Verlag, Wien 1991. 52 Seiten.

Der Band, der erst jetzt zur Besprechung vorliegt, enthält einen Vortrag, den der Autor schon im Dezember 1990 im Rahmen der Wiener Vorlesungen im Rathaus gehalten hat. In einer etwas ungleichen Gewichtung stellt Lapide seinem Publikum mit Heine und Buber zwei ungleiche Gestalten vor, die für ihn allerdings darin übereinstimmen, daß sie große *Gott-Sucher des Judentums* sind. Während Bubers „*Hebräischer Humanismus*“ auf nur fünf Seiten fast im Telegrammstil vorgestellt wird, kommt das keineswegs geradlinig verlaufene Leben Heines auf immerhin 35 Seiten zur Sprache. Erzählt werden seine bekannten Lebensstationen: Geburt im Judentum, Konversion zum Christentum, Umkehr zum Judentum. Heine wird gezeichnet als sprachgewaltiger Spötter, leidender Gottesleugner, leidenschaftlicher Kirchen- und Synagogenkritiker, Freund und Kenner der Bibel und als ein immer wieder Suchender. Wer zu beiden Gestalten kurz und bündig einen Zugang sucht, findet bei Lapide einige Hinweise.

Werner Trutwin

Daniel Lifschitz, **Auf drei Säulen ruht die Welt**. Lebenswissen der Chassidim. Herder, Freiburg 1996. 72 Seiten.

Ein faszinierender Bildband liegt vor: Liebevoll sind Worte und Bilder einander zugeordnet, laden ein zu Meditation und Besinnung. Beeindruckend diese Komposition: die tiefgründigen Pastellzeichnungen des in Palermo lebenden Schweizers Daniel Lifschitz (geboren 1937 in Bern als Jude, konvertierte er später zum katholischen Glauben), daneben die sorgfältige Auswahl alter jüdischer Weisheitsgeschichten. *Bild und Wort kontrastierend und zugleich korrespondierend*: Hier öffnen sich Pforten einer Welt, die längst untergegangen ist. Ein Hauch Wehmut zieht durch die Bilder. Das Farbenspiel zieht in seinen Bann, weil in jedes Bild gleichsam ein Lichtstrahl an Hoffnung fällt – das im Judentum wichtige Symbol des Lichtes fängt das Atmosphärische wunderbar ein, läßt Versunkenes neu erstehen. Lifschitz spielt mit diesem Licht-Einfall. In diesem Licht werden Menschen verwandelt, werden sie Chassidim, von Weisheit und Torafrömmigkeit ergriffen und zu Taten der Liebe angeleitet.

Lifschitz selbst scheint in diesen Lichtkreis hineingezogen, seine Biographie zeigt es: die Jahre in Israel, in Indien und dann auf Patmos, der *Insel des Lichts*, wo er schließlich zum Pinsel greift. Die bewußt eng gefaßte Palette der Farbtöne lädt den Betrachter ein, sich ins Wesentliche des Chassidismus zu vertiefen. Viele Bilder dieses Bandes wirken wie mit Weitwinkelobjektiv eingefangen, die aussagekräftige Mitte sticht hervor, zu den Rändern hin verfließen die wenigen zarten Farben. Daniel Lifschitz malt mit der Seele. Dazu die Geschichten. Lifschitz schöpft aus einem tiefen Wissen um die Zusammenhänge der Welt und des Lebens, aus Weisheit, die weniger aus dem Denken und Philosophieren, als aus reflektierter Lebenserfahrung gewonnen wird. Wie Perlen auf einer Schnur sind die Geschichten aneinandergefügt: Da geht es um die Liebe zur Tora, um den Schabbat und den Vorgeschmack der Erlösung, um das Beten und Lernen, die Taten der Liebe, um den Messias und die Zionssehnsucht. „*Rabbi Nachman von Bratzlav sagte: Andere glauben, das Erzählen von Geschichten fördere das Einschlafen; ich hingegen glaube, das Erzählen von Geschichten ist hilfreich, um Menschen aufzuwecken*“ (52).

Chassidim hat es zu allen Zeiten gegeben. Schon die biblischen Psalmen erzählen von denen, die *chesed* üben, mehr geben, als von ihnen verlangt und erwartet wird. Am berühmtesten wurde der Chassidismus zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Podolien (Ukraine) und Ostgalizien nach den Judenpogromen unter Chmielnicki. Die mystische Bewegung der mittelalterlichen Kabbala wird aus ihrer Esoterik befreit und popularisiert.

Das Buch von Daniel Lifschitz läßt etwas spüren von der Ausstrahlung der chassidischen Bewegung. Nur am Rande sei kritisch auf einige Punkte hingewiesen. Da erscheint zunächst der Untertitel des Buches etwas irreführend: Den Chassidim geht es weniger um Wissen als um reflektierte Lebensweisheit, worauf Lifschitz selbst in seiner Einführung hinweist (7). „*Die Sucht nach Wissen ist ein Götze*“, sagt der *Baal Schem Tow* (18). In einer weiteren Auflage des Buches sollten das Glossar überarbeitet und um einige wichtige Begriffe und Namen ergänzt, Fehler korrigiert werden (es gibt keinen *palästinensischen Talmud*, das Tetragramm sollte man nicht ausschreiben, und *Erez Jisrael* ist immer noch *Terminus technicus*). Zudem wäre ein Quellenverzeichnis wünschenswert. Im Vorwort (6) muß es natürlich *Westmauer* und nicht *Ostmauer* heißen, und es fragt sich, ob in einem Buch über jüdische Lebensweisheit Bezug genommen werden muß auf neutestamentliche Stellen. Dem Anliegen des Buches wird dadurch jedoch in keinsten Weise Abbruch getan: den betrachtenden Leser einzuladen in eine faszinierende Welt, ihm Zugang zu einem Schatz zu erschließen, der allen Menschen Wegweisung geben kann. Die Lehre der Chassidim läuft auf eins hinaus: *Werde der, zu dem Gott dich*

bestimmt hat! Sieh zu, daß du auf die Frage der Fragen die Antwort nicht schuldig bleibst durch ein verfehltes Leben. Und vor allem: Trage durch dein Handeln zur Erlösung der Schöpfung bei.

Dieter Krabbe

Hanno Loewy, Bettina Winkler (Hg.), **NS-„Euthanasie“ vor Gericht.** Fritz Bauer und die Grenzen juristischer Bewältigung. (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Bd. 1.) Campus, Frankfurt/M., New York 1996. 199 Seiten.

*Akte für Akte,
Paragraph auf Paragraph,
die Verantwortung ist in
unendlich winzige Teile verteilt,
zum Schluß ist es keiner gewesen.*
Kurt Tucholsky

Im Jahre 1941 hatte das Reichsjustizministerium sämtliche deutschen Generalstaatsanwälte und Oberlandesgerichtspräsidenten zu einer Konferenz nach Berlin geladen, um sie über die Euthanasie-Tötungen in den Tötungsanstalten zu informieren. Die Aktion zielte darauf, sich der Unterstützung der Rechtsorgane bei der illegalen Betreibung des Krankentötens zu versichern. Ohne Widerspruch ließen sich sämtliche anwesenden Juristen darauf verpflichten, die Krankentötungen hinzunehmen und Beschwerdeeingaben oder Strafanzeigen nicht zu beachten, sondern vielmehr an das Reichsjustizministerium weiterzuleiten. Dabei war den hohen Justizbeamten die Illegalität der Euthanasie-Aktion, die durch kein nationalsozialistisches Gesetz legalisiert worden war, durchaus bekannt. Dieses rechtsbeugende Verhalten nahm der hessische Generalstaatsanwalt *Fritz Bauer* nach dem Krieg zum Anlaß, 1965 ein Ermittlungsverfahren gegen die noch lebenden Teilnehmer der Konferenz einzuleiten. Fritz Bauer, Sohn deutsch-jüdischer Eltern und Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, hatte sich für eine juristische Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus eingesetzt. Er war maßgeblich am ersten Auschwitz-Prozeß 1963 bis 1965 vor dem Landgericht Frankfurt beteiligt. Bauers Vorwurf gegen die Teilnehmer der Euthanasie-Konferenz von 1941 lautete auf Beihilfe zum Massenmord durch vorherige Zusage eines von den Tätern erbetenen Stillschweigens. Sein Antrag wurde jedoch durch das Kammergericht Limburg überaus zögerlich behandelt. 1968 starb Fritz Bauer unerwartet. Mit einer fadenscheinigen Begründung wurde das Ermittlungsverfahren 1970 eingestellt.